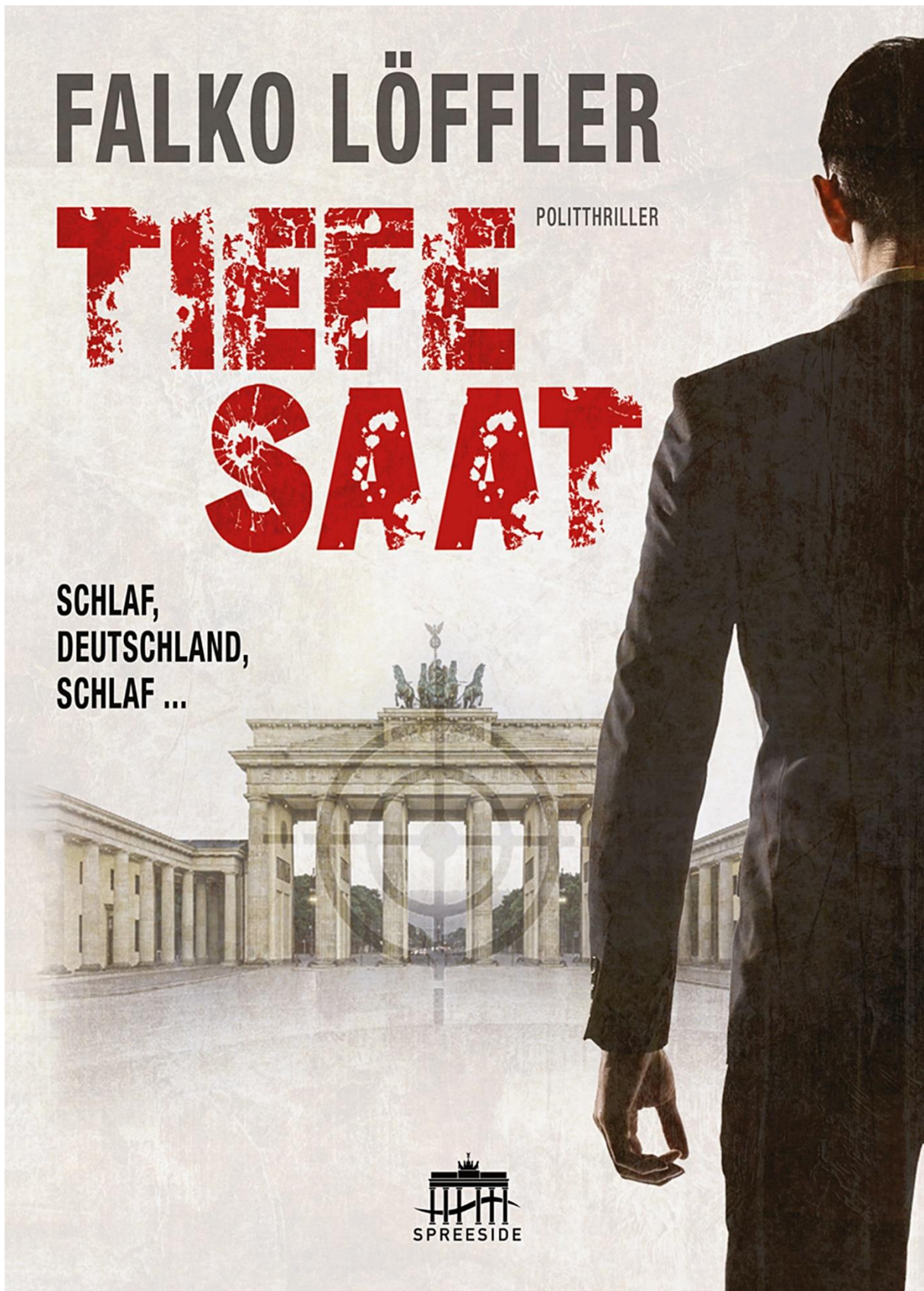


FALKO LÖFFLER

**TIEFE
SAAT** POLITHRILLER

**SCHLAF,
DEUTSCHLAND,
SCHLAF ...**




SPREESIDE

Berlin, 15. Dezember. Heute

„Von hier könnten Sie ihn auch einfach erschießen, oder?“ Frau Baumhain stand im Türrahmen, eine blaue Thermoskanne in der einen, einen Teller mit Keksen in der anderen Hand.

„Wir erschießen niemanden“, sagte Langberg. „Wir beobachten nur.“

„Aber wenn der wirklich was plant! Sie würden das doch hier nicht machen, wenn der nicht gefährlich wäre!“ Nun hatte Frau Baumhains Stimme nicht nur den entrüsteten Tonfall angenommen, den die BKA-Beamten in den vergangenen Tagen schon öfter gehört hatten, wenn es um die Zielperson ging, sie verfiel außerdem auch in den starken Berliner Dialekt, den die Endsechzigerin ansonsten zu unterdrücken versuchte, als sei er ihr vor Vertretern des Rechtsstaates peinlich. Angesichts möglicher Terroristen vor ihrer Haustür schien sie die Zurückhaltung zu verlieren – und ihr Hochdeutsch.

Langberg stand von seinem Beobachtungsposten am Fenster auf. „Das hier ist reine Routine. Eine Vorsichtsmaßnahme.“ Er schaute streng auf die Thermoskanne und die Kekse. „Sie müssen uns wirklich nicht versorgen“, meinte er – und schob sich schnell einen Keks in den Mund, dann stellte er Kanne und Teller auf die Anrichte neben dem Fenster. „Danke. Ich verspreche Ihnen, Frau Baumhain ...“ Langberg senkte die Stimme. „Wenn wir ihn doch erschießen müssen, sage ich Ihnen rechtzeitig Bescheid.“

Aufgeregt nickte die Dame.

Peter Sander grinste breit in dem Wissen, dass sie es nicht sehen konnte, weil er den beiden den Rücken zugewendet hatte. Er schaute nach unten auf den Bürgersteig und ließ gelegentlich den Blick zu den Fenstern der Wohnung der Zielperson schweifen, die jeden Augenblick zurückkommen sollte.

Frau Baumhain trat hinaus, schloss bemüht leise die Wohnzimmertür hinter sich, und Langberg setzte sich wieder auf den Stuhl am Fenster. „Das wäre wohl der absolute Höhepunkt fürs nächste Kaffeekränzchen“, sagte er und aß noch einen Keks. „Sie könnte den anderen Damen genau zeigen, von wo der böse Terrorist erschossen wurde. Vielleicht sollten wir ihr auch eine Waffe geben – für alle Fälle.“

„Wir können froh sein, dass sie so kooperativ ist“, erwiderte Sander. „Der Kollege in München musste letztens eine Zwangsräumung anordnen lassen, um seinen Posten einrichten zu können. Und dann war es auch noch falscher Alarm ...“

Sanders Handy klingelte, und er ging sofort ran. „Er kommt“, meldete Olbert und

legte sofort wieder auf.

Sander steckte das Handy ein, nahm sein Fernglas und rückte ein Stück zur Seite und vom Fenster weg. Kurz schaute er zum Himmel, der bewölkt war – so brauchte er keine Reflexion des Fernglases zu befürchten, und im Dämmerlicht des Nachmittags würde die Zielperson die beiden nicht hinter den Fensterscheiben auf der anderen Straßenseite sehen können. Langsam schob Sander den Vorhang zur Seite.

Sie befanden sich auf einer Höhe mit der Wohnung, die sie observierten.

Wohnzimmer und Küche konnten sie zum größten Teil einsehen, außerdem ein Stück des Flurs, nur das Schlafzimmer, der Flur direkt vor der Eingangstür und das Bad waren verborgen. Zum Glück hatte die Zielperson die dünnen Vorhänge nicht ausgetauscht, und bei guten Lichtverhältnissen konnte Sander sehen, was in der Wohnung passierte.

Sie hatten vor einiger Zeit Wanzen in der Wohnung angebracht. Die davon übertragenen Geräusche kamen aus den Lautsprechern des Notebooks, das sie auf dem Tisch aufgebaut hatten. Nun war zu hören, wie das Türschloss der Wohnung entriegelt wurde. Inzwischen war es für Sander ein vertrautes Geräusch – sie observierten den Mann seit fast drei Wochen. Er richtete das Fernglas auf den hinteren Abschnitt des Flurs, und nach einigen Augenblicken trat die Zielperson in seinen Sichtbereich und ging in die Küche. Der Mann stellte einen großen, braunen Karton auf dem Küchentisch ab, dann atmete er tief durch, streckte die Arme in die Höhe und ließ den Kopf kreisen, um den Nacken zu entspannen. Offenbar war der Karton nicht mit Wattebäuschen gefüllt.

Mit einem kurzen Seitenblick vergewisserte sich Sander, dass Langberg die Aufnahme gestartet hatte.

Schwungvoll wurde hinter Sander die Tür aufgestoßen, und Olbert eilte herein.

„Salpeter!“, rief der junge Beamte triumphierend aus. „Und nicht nur eine Haushaltspackung, er hat in der Apotheke Steglitz einen Rieseneinkauf gemacht. Insgesamt 15 Liter; alles, was die auf Lager hatten. Und er hat sogar noch mehr bestellt.“

„Was macht das insgesamt?“, fragte Langberg.

Olbert trat an den Tisch, auf dem einige Unterlagen ausgebreitet waren, zückte einen Stift und trug etwas auf einer Liste ein. „37 Liter Salpeter, 45 Liter Aceton und 56 Liter Wasserstoffperoxid.“

Langberg stieß einen Pfiff aus. „Nicht schlecht.“

Sanders Smartphone klingelte, und er holte es aus seiner Hosentasche. „Übernimm

du mal“, winkte er Olbert an seinen Platz, und der nickte dienstbeflissen und setzte sich auf den Stuhl beim Fenster.

Sander warf einen Blick aufs Display, wo er den Namen „Horst Uhlmann“ sah und das Bild von Daffy Duck, das er dem Kontakt zugewiesen hatte. Er hätte seinen Chef jetzt sowieso anrufen müssen, dachte er, als er den Anruf annahm, sich mit Namen meldete und in den hinteren Teil des Zimmers ging, wo er sich an die Wand lehnte.

„Und?“, wollte Uhlmann ohne Umwege wissen.

„Die Zielperson war wieder einkaufen“, erwiderte Sander. „15 Liter Salpetersäure.“

„Hm. Immer noch keine illegalen Chemikalien?“

„Nein“, antwortete Sander. „Aber genug legales Zeug, um einen netten Knallkörper zu basteln.“

„Kontakte?“

„Weiterhin keine. Wenn ihm die Berliner Zelle das alles aufträgt, bekommen wir es nicht mit. Sieht immer noch so aus, als würde er alleine agieren.“

„Dann wäre er schon sehr ambitioniert oder sehr naiv, wenn er glaubt, er könnte alleine was reißen. Aber wenn ich versuche, einen Durchsuchungsbeschluss zu bekommen, haut mir der Richter wieder alles um die Ohren. Ist ja noch nicht illegal genug. Großartig, oder? Zwei Wochen bis zur Sicherheitskonferenz, für die wir zuständig sind, während wir so nebenbei sieben Terrorverdächtige observieren müssen.“ Uhlmann wurde immer lauter. „Jeder von denen könnte ein Attentat planen, und wir sollten eigentlich jeden von denen direkt hochnehmen, aber nein, das dürfen wir nicht, NUR OBSERVIEREN!“

Sander hatte sein Smartphone immer weiter vom Ohr weggehalten, und die letzten beiden Worte konnten auch seine beiden Kollegen nicht überhören. Langberg grinste. Als Sander halbwegs sicher sein konnte, dass sein Chef sich so schnell wie immer wieder unter Kontrolle hatte, führte er das Gerät wieder ans Ohr.

„Entschuldigen Sie“, sagte Uhlmann.

Sander schwieg und wartete.

„Wir müssen bald mit den Vorbereitungen für die Konferenz und der Absicherung des Hotels Opitz beginnen. Ich will doch hoffen, dass wir die Observation der Verdächtigen überhaupt aufrechterhalten können.“

„Ratsam wäre es“, meinte Sander.

„Ich muss mit dem Ministerium reden. Machen Sie erst mal so weiter.“

„Bestätigt.“

Es klickte. Sander steckte das Handy wieder ein.

„Und? Sollen wir hier die Zelte abbrechen?“, erkundigte sich Langberg.

„Noch nicht. Aber ewig bleiben wir wohl nicht mehr hier.“

„Da wird Frau Baumhain aber traurig sein.“

Ein zweifacher Piepton verkündete, dass jemand eine SMS erhalten hatte.

„Wer von euch hat denn noch so ein Uralt-Handy?“, fragte Langberg.

„Das kam aus dem Lautsprecher“, antwortete Olbert. „Also war es bei dem Kerl.“

„Bist du in sein Handy eingeloggt?“

Olbert widmete sich dem Notebook neben sich. „Das Handy hat zuletzt vorgestern eine SMS empfangen.“ Er klickte sich durch verschiedene Listen. „Nein, da ist definitiv nichts, das gerade bei ihm angekommen ist.“

„Der hat noch ein anderes Handy“, stellt Sander fest. Er ging in die Hocke, um durch das Objektiv der Kamera zu blicken.

Er sah die Zielperson wie erstarrt in der Küche stehen. Der Mann blickte auf ein Klapphandy, das er unvermittelt schloss. Er hob den Kopf, und sein Blick huschte hin und her. Einen Augenblick lang glaubte Sander, die Zielperson würde ihn sehen.

Dann hastete der Mann in den Flur, und Sander konnte nur noch sehen, wie er dort seine Jacke vom Haken riss und aus dem einsehbaren Bereich verschwand. Durch den Lautsprecher war zu hören, wie die Zielperson die Tür öffnete und geräuschvoll schloss.

Sander und Langberg warfen sich einen Blick zu und eilten nach draußen.

Frau Baumhain trat in den Flur, als sie durch die Wohnungstür gingen. „Ist etwas passiert?“, rief sie ihnen hinterher.

Der Winterwind verjagte augenblicklich jede Wärme aus Sanders Wangen und erschlug den Mantelkragen höher. Nach dem Kälteeinbruch vor zwei Tagen hatte es vergangene Nacht geschneit, doch statt weißer Pracht war nur grauer Schneematsch auf den Straßen zurückgeblieben. Jedes Auto, das die Allee entlangschoss, spritzte Wasserfontänen auf den Bürgersteig. Ein ganz normaler Winter in Berlin: grau, kalt und nass.

Auf der anderen Straßenseite trat Marcel Jehner auf den Bürgersteig. Er war in der Frankfurter Allee in einem fünfstöckigen Haus abgestiegen. Vor drei Wochen war er dort über einem graffitiverschmierten Handyladen eingezogen. Der Mann trug Jeans, eine alte schwarze Lederjacke und eine Wollmütze. Er hatte die Hände in den Jackentaschen vergraben und hastete den Bürgersteig entlang.

Sander und Langberg warteten an der Ampel auf die Grünphase, die sogleich kam,

und folgten der Zielperson dann in sicherem Abstand.

„Verstärkung?“, fragte Langberg.

„Wir wissen noch nicht mal, wohin er unterwegs ist.“

Jehner ging die Treppen hinab zur U-Bahn-Station Samariterstraße. Am Bahnsteig lief er auf und ab und schien völlig in Gedanken versunken zu sein. Nach wenigen Minuten kam die Bahn in Richtung Alexanderplatz, und Jehner stürzte hinein, sobald sich die Türen geöffnet hatten. Sander und Langberg stiegen am anderen Ende des gleichen Waggons ein und setzten sich auf freie Plätze. Es war halb elf morgens und ziemlich leer in der Bahn. Als sie sich in Bewegung setzte, schickte Sander eine SMS an Olbert: „brauche leute am alex und kontaktperson bei schupo.“ Der Alexanderplatz war die Endstation der U5, und falls Jehner schon vorher ausstieg ... Nach vier Zwischenstopps wurde die Endstation durchgesagt, und Jehner stieg aus. Am Gleis des Alexanderplatzes herrschte Gedränge, und auf der Rolltreppe verloren die beiden ihre Zielpersonen einen Augenblick aus den Augen, konnten sie jedoch wieder ausfindig machen.

Er stand neben einem Hotdog-Stand und sprach mit einem älteren Mann.

„Zugriff?“, wollte Langberg noch auf der Rolltreppe wissen.

Sander beobachtete, wie der ältere Mann in eine Richtung deutete und dann mit dem Finger nach oben wies, während Jehner immer wieder nickte.

„Nein“, antwortete Sander. „Die kennen sich nicht. Er fragt nach dem Weg.“

Schließlich war der ältere Mann fertig, und Jehner eilte weiter und tauchte wieder in der Menschenmenge unter.

„Schnell“, sagte Sander und schob Langberg die Rolltreppe hoch.

Draußen entdeckten sie ihn an einer Fußgängerampel. Gerade ruckelte eine Straßenbahn über die Kreuzung.

Die beiden blieben neben dem Ausgang des Bahnhofs stehen, Sander zückte sein Handy und rief Olbert an. „Haben wir Leute hier?“, fragte er.

„Ich hab die Bilder von Jehner rausgegeben. Schupo ist schon auf dem Platz unterwegs, und von uns rücken auch noch ein paar Leute an.“

„Sie sollen keinen großen Auftritt machen.“

„Hab ich durchgegeben. Trifft der sich mit der Zelle?“

Genau darauf spekulierte Sander. Seit Monaten jagten sie einem Phantom hinterher, das keine greifbaren Spuren hinterließ. Sie wussten nicht, wer dieser Zelle angehörte, wie sie vorging – oder ob es gar keine gab und es sich nur um Einzeltäter handelte.

Jehner war der bislang heißeste Kandidat, den sie observierten, denn seine

Vergangenheit legte nahe, dass seine Reise nach Berlin kein Zufall war. „Ich hoffe es“, antwortete Sander. „Hast du eine Kontaktperson hier am Alex für mich?“

„Ich warte noch auf Antwort von der Leitstelle.“

„Okay. Soll mich gleich anrufen.“ Sander legte auf.

„Vielleicht hat der sich auch selbst das Handy beschafft“, meinte Langberg. „Und trifft nur einen Kumpel ...“

Sander beobachtete, wie Jehner an der Fußgängerampel von einem Fuß auf den anderen trat. „Nee. Hier steckt mehr dahinter.“

Die Ampel schaltete auf grün, und Jehner war als Erster auf der anderen Seite.

Sander und Langberg hasteten hinterher.

Der Mann ging auf den Alexanderplatz in Richtung der Urania-Weltuhr. Das zehn Meter hohe Metallkonstrukt stammte noch aus DDR-Zeiten und bestand aus einer Säule, einer Rotunde mit den vierundzwanzig Zeitzonen der Welt und einer sich drehenden Darstellung des Sonnensystems.

Die Menschen verliefen sich auf dem Platz, nur wenige Touristen ließen sich mit der Uhr fotografieren. Die Kälte trieb die Leute zu den Einkaufsmöglichkeiten und Cafés in der Nähe.

Jehner blieb direkt unter der Uhr stehen und drehte den Kopf immer wieder ruckartig hin und her.

Er wartete auf jemanden. Vielleicht hatten sie Glück. Vielleicht nahm die Berliner Zelle wirklich mit ihm Kontakt auf ...

„Nicht so nah“, sagte Sander, und die beiden schlenderten zu einem der Gebäude in die Nähe einer Touristengruppe.

Sander ließ den Blick über die Menschen schweifen, die über den Platz flanierten, und versuchte, einen möglichen Kontakt auszugucken.

Die Minuten zogen zäh dahin. Jehner begann, unter der Uhr im Kreis zu gehen – passenderweise im Uhrzeigersinn. Er holte das Klapphandy heraus, warf einen Blick darauf und steckte es wieder ein.

Niemand kam in seine Nähe. Einige Touristen stellten sich zu der Uhr, fotografierten sich gegenseitig, schenkten ihm jedoch keine Beachtung, und er hielt Abstand zu ihnen.

Ein Mann im schwarzen Mantel erregte Sanders Aufmerksamkeit. Zuerst dachte er, der Mann hätte sich einen Schal um den Mund gewickelt, bis er erkannte, dass es sich dabei um einen dichten Vollbart handelte. Der Mann trug eine Mütze, die er tief ins Gesicht gezogen hatte, und eine Sonnenbrille, wodurch Sander die Gesichtszüge nicht

ausmachen konnte. Er schritt schnell aus und schwang die Arme dabei hin und her. Und er hielt direkt auf die Uhr zu.

„Der ist es“, murmelte Sander. Und er war sich dessen sicher. Er holte sein Handy heraus und rief Olbert an. Der meldete sich, bevor der erste Klingelton verklungen war. „Ich brauche hier Unterstützung“, sagte Sander ins Handy.

„Ist schon da ... fürchte ich“, kommentierte Langberg neben ihm.

Nun sah Sander sie auch. Zwei Polizisten, eine Frau und ein Mann. Letzterer schaute auf ein Smartphone in seiner Hand – und zu Jehner.

„Ich hab hier den Kontakt zum Einsatzleiter am Alex“, meinte Olbert, aber Sander hörte schon nicht mehr hin. Er kniff die Augen zusammen und fixierte den Mann im schwarzen Mantel, dem das Näherkommen der beiden Polizisten nicht entgangen war und dessen Schritte langsamer wurden.

Auch Jehner hatte die beiden Polizisten entdeckt. Er verharrte.

Der Polizist steckte sein Smartphone ein und bewegte die Hand langsam zu seiner Waffe.

„Schnapp dir Jehner“, sagte Sander und rannte los.

Sekundenbruchteile später wirbelte der Mann im schwarzen Mantel herum und eilte in die Richtung, aus der er gekommen war.

Auch Jehner war losgelaufen, und die Polizistin hatte die Verfolgung aufgenommen. Sander rannte fast in ihren Kollegen, der nicht so schnell geschaltet hatte und nun im Weg stand. „PLATZ DA!“, schnauzte er den Polizisten an, was diesen nur noch mehr aus dem Tritt brachte.

Jehner war nun egal. Ob Langberg und die beiden Polizisten ihn schnappten, kümmerte Sander nicht. Er wollte den Mann im schwarzen Mantel. Alles andere verschwand aus seiner Wahrnehmung. Die letzten Jahre hatte er gewissenhaft Sport getrieben. Das lag allerdings weniger an seinem plötzlich erwachten olympischen Geist, sondern hatte eher damit zu tun, dass er nur noch wenige Jahre davon entfernt war, ein halbes Jahrhundert alt zu werden, aber nun zahlte es sich aus. Früher wäre er nach fünf Schritten aus der Puste gewesen – nun beschleunigte er, fletschte die Zähne, warf die Arme vor und zurück und hatte das Gefühl, einen neuen Hundertmeterweltrekord aufstellen zu können.

Gleichzeitig arbeitete sein Verstand auf Hochtouren und wägte aus nüchterner Distanz die Optionen ab. Sollte er die Waffe ziehen, für den Fall, dass er den Flüchtigen aufhalten oder einen Warnschuss abgeben wollte? Nein. Sie würde ihn beim Rennen behindern, und es waren zu viele Passanten unterwegs. Ein

Warnschuss würde Panik und Chaos auslösen, ein Querschläger womöglich jemanden verletzen. Abgesehen davon konnte er dem Mann bisher nichts vorwerfen und vertraute nur auf seine Instinkte. Sollte er ihn anschießen und käme dann heraus, dass er auch nur ein Passant war, der in Panik geraten war ...

Verstärkung anzufordern, während er ihn verfolgte, kam auch nicht in Frage. Sander konnte nur darauf hoffen, dass Langberg es tat ... idealerweise, nachdem er Jehner geschnappt hatte.

All dies schoss Sander in wenigen Sekunden durch den Kopf, während er hinter dem Mann herrannte, dessen schwarzer Mantel in der Luft flatterte. Er lief rechts neben einer Tram, die über den Platz fuhr, erreichte den Triebwagen und stürzte nach links, um direkt davor die Schienen zu überqueren.

Bremsen kreischten. Das Geräusch bohrte sich in Sanders Ohren, der etwa auf halber Höhe der Bahn war. Ruckartig hielt die Tram an. Aus dem Augenwinkel sah er, wie die Insassen nach vorn geschleudert wurden. Sander zog nun seine Waffe, auch wenn es ihn aus dem Laufrhythmus brachte, machte vorne an der Tram einen Ausfallschritt und richtete den Lauf dorthin, wo er den verletzten – eher toten – Mann erwartete. Aber vor der Tram lag niemand.

Der Fahrer riss das Fenster auf. „Der ist weitergerannt. Da lang!“ Er wies quer über den Alexanderplatz in Richtung des Brunnens.

Sander konnte zwischen den Passanten einen schwarzen Mantel entdecken und rannte los.

Der Mann verschwand in der U-Bahn-Unterführung.

Fast prallte Sander mit einem Pärchen zusammen, das gerade die Treppe hochkam, und rutschte mit der Ferse von einer Treppenstufe. Ein stechender Schmerz schoss durch seinen Knöchel, und einen Augenblick lang befürchtete er, sich etwas gebrochen oder einen Bänderriss zugezogen zu haben, doch der Schmerz verschwand so schnell, wie er gekommen war. Er stürzte die Treppe hinab.

Von dem anderen Mann war nichts mehr zu sehen.

„Wo ist er lang? Schwarzer Mantel!“, brüllte er in Richtung der Passanten. Niemand reagierte, alle starteten ihn nur an, als sei er verrückt geworden, also benutzte er das Zauberwort. „Polizei!“

Eine Frau deutete zögerlich nach links.

Sander rannte in diese Richtung, im Slalom zwischen verwirrte Passanten hindurch, eine weitere Treppe hinab – und sah noch die Rücklichter der im Tunnel verschwindenden U-Bahn.

Schwer atmend blieb Sander stehen. Bis zur nächsten Haltestelle war es nicht weit, daher war es sinnlos zu versuchen, die Bahn vorher anhalten zu lassen. Und bis er über die Zentrale die Einsatzkräfte an der nächsten Station informiert hatte, wäre die Bahn längst weitergefahren. „Schwarzer Mantel“ als Personenbeschreibung war nicht gerade aussagekräftig. Er hatte ihn verloren.

Schon fuhr der nächste Zug ein. Die Türen öffneten sich. Menschenmassen strömten heraus und hielten auf die Treppe zu, auf der er stand.

Sander hatte das Gefühl, dass alle genau auf ihn zukamen. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er eilte den Weg zurück, den er gekommen war. Oben angekommen lehnte er sich unter freiem Himmel an ein Schild und atmete einige Male tief durch. „Scheiße“, murmelte er. „Scheiße, scheiße, scheiße.“

Inzwischen war die Verstärkung aufgetaucht, die Sander mit seiner SMS angefordert hatte. Leider ein klein wenig zu spät ...

Vier Einsatzwagen und ein Kleinbus standen mitten auf dem Alex. Und damit die Passanten auch was zu gucken hatten, drehte sich auf allen Fahrzeugen das Blaulicht. Neugierige versammelten sich im Sicherheitsabstand ringsherum und machten Handyfotos. Sander trat zu den Wagen, woraufhin sich ihm zwei Polizisten näherten, die er mit seinem Dienstaussweis verscheuchte.

Er entdeckte Langberg neben dem Kleinbus. Sein Kollege richtete sich auf und sah ihn fragend an. Sander schüttelte den Kopf, als er ihn erreichte. „Abgehauen. Hab keine Beschreibung. Schwarzer Mantel, Vollbart. Konnte nicht mal seine Hautfarbe erkennen.“

„Immerhin haben wir den hier.“ Langberg deutete mit dem Daumen auf den Kleinbus, und Sander sah Jehner mit hängendem Kopf darin sitzen.

„Schon sein Handy geprüft? Kennen wir den Anrufer?“

„Die Nummer haben wir. Kam von einem geklauten Handy, das über eine Funkzelle hier am Alex eingeloggt war. Also vermutlich der Typ in Schwarz. Würde mich nicht wundern, wenn es schon in der Spree verrottet ...“

Die beiden stiegen ein und setzten sich Jehner gegenüber. Erst durch die Wärme der Standheizung wurde Sander bewusst, wie kalt es draußen war.

Jehners Handgelenke waren mit Kabelbinder fixiert. Er reagierte nicht auf die beiden und starrte zu Boden, als wäre er in ein Gebet versunken.

„Wer war das?“, wollte Sander wissen.

Der Mann blieb stumm.

„Fangen wir halt mit Ihnen an, Herr Jehner. Sie sind aufgewachsen in Minden und Osnabrück. Eltern geschieden. Realschulabschluss. Lehre zum Zerspanungsmechaniker abgebrochen. Umgezogen nach Berlin, bei Freunden in Pankow untergeschlüpft. Hartz IV bekommen, neue Freunde gefunden, die viele lustige Vorstellungen über Ungläubige haben, Kontakt zu den Eltern abgebrochen, vierwöchige Reise nach Islamabad, danach viele interessante Mails geschrieben, die bei uns rote Flaggen aufgezeigt haben. Dann wieder hier aufgetaucht und in eine Wohnung in der Frankfurter Allee eingezogen, die Sie von irgendwem bekommen haben. Tja, von wem?“

Nun hob Jehner den Kopf und starrte Sander an. In seinen Augen lag Wut, aber auch noch etwas anderes: Angst.

„Sie haben noch nichts Schlimmes getan“, stellt Sander sachlich fest. „Nur kommuniziert. Vielleicht ein paar Botengänge erledigt. Na ja ... Ein paar sehr suspekter Botengänge. In Apotheken. Solange nichts passiert, haben Sie sich nicht mal der Beihilfe schuldig gemacht. Und wenn Sie uns jetzt dabei unterstützen, dass weiterhin nichts passiert – umso besser für Sie!“

Jehner lächelte. Doch er verzog nur den Mund, das Lächeln erreichte nicht seine hellen Augen. Langsam schüttelte er den Kopf.

Sander zuckte mit den Schultern. „Dann besten Gruß an den Haftrichter.“

Er stieg aus und knöpfte seine Jacke wieder zu.

Langberg folgte ihm. „Ich rufe Olbert an, dass er den Posten bei Frau Baumhain abbauen kann.“

„Sag ihm, er soll sich bei ihr für die Kooperation bedanken. Und noch ein paar Kekse mitnehmen.“ Er schwieg für einen Augenblick. „In welcher Apotheke war der Jehner vorhin?“

„Irgendwo beim Strausberger Platz. Warum?“

Der Verkehr schob sich in beide Richtungen der Karl-Marx-Allee. Die Kälte und glitschigen Straßenverhältnisse sorgten für Nervosität bei den Fahrern. Es herrschte viel Betrieb, obwohl nicht einmal Rushhour war. Unablässiges Hupen hallte durch die Straßen, und die mit Abgasen geschwängerte Luft schien stillzustehen.

So viel zur Feinstaubverordnung, dachte Sander. Überall grüne Plaketten, aber es stank immer noch zum Himmel.

Am Strausberger Platz entdeckte Sander das große Rote „A“, und Langberg hielt direkt davor an. Die beiden stiegen aus.

„Kannst ruhig warten“, sagte Sander über das Autodach hinweg.

Langberg kniff die Augen zusammen. „Du machst nur wieder Scheiß.“

„Aber du nicht, wenn du hierbleibst.“

„Wir können den auch melden.“

„Können wir. Morgen. Steig wieder ein.“

Langberg trommelte mit den Fingern auf das Autodach. Dann setzt er sich wieder in den Wagen.

Sander schlug die Fahrertür zu und betrat die Apotheke.

Ein helles Klingeln verkündete seine Ankunft, doch niemand beachtete ihn, da alle Angestellten mit Kunden beschäftigt waren. Geduldig stellte sich Sander an, schob die Hände in die Manteltaschen und wartete, bis die ältere Dame vor ihm damit fertig war, über die erhöhten Zuzahlungen zu schimpfen, herumwirbelte und nach draußen stampfte. Dann trat er zu der jungen Apothekenhelferin an den Tresen. „Guten Tag. Ich hätte gern mit dem Chef gesprochen“, bat er sie.

„In welcher Angelegenheit, bitte?“ Keck schaute sie ihn an.

„Es geht um die Unterstützung einer terroristischen Vereinigung.“ Sander sagte das so beiläufig, als würde er Aspirin bestellen.

Die Frau riss die Augen auf. Dann blinzelte sie zwei Mal sehr schnell und eilte nach hinten. Sander studierte scheinbar interessiert die Halstabletten in der Auslage neben der Kasse. Es war sehr still geworden in der Apotheke, alle Angestellten und Kunden starrten ihn an.

Der Apotheker war so dürr, als würde er schon längere Zeit Selbstversuche mit seinem Abführmittelsortiment durchführen. Er war einen Kopf größer als Sander, sah allerdings so aus, als könnte ihn ein Windstoß davonpusten. Mit demonstrativer Entschlossenheit trat er an den Tresen, als würde er mit einem einzigen Wort alle Beschuldigungen wegwischen können. „Sie sind von der Polizei?“, herrschte er Sander an.

Sander genoss den Moment und wartete einige Wimpernschläge lang, bis er etwas erwiderte. „Salpetersäure?“, fragte er unschuldig.

Der Apotheker schaute ihn an, als habe er in fremden Zungen gesprochen. „Was?“

„Salpetersäure.“ Sander griff in die rechte Manteltasche, holte eine braune Apothekenflasche heraus, die mit einer Flüssigkeit gefüllt war, und stellte sie auf den Tresen. „So was verkaufen Sie doch, oder?“

„Natürlich. Blöde Frage.“ Der Apotheker runzelte die Stirn, dann schien ihm etwas einzufallen. „Zeigen Sie mir erst mal Ihren Dienstaussweis.“

Mechanisch griff Sander in die Jackentasche, holte die Ledermappe mit dem Ausweis raus und hielt sie lange genug hoch, damit der Apotheker ihn lesen konnte. „BKA?“, hakte der Mann nach.

Sander ignorierte die Frage und steckte den Ausweis ein. „Wie viel hätten Sie denn so auf Lager? Hochkonzentrierten Salpeter, meine ich?“

Der Apotheker rückte seine Brille zurecht. „Äh ... Hochkonzentrierten müsste ich erst bestellen“, antwortete er.

„Wie lange würde das denn dauern?“

„Könnte morgen hier sein.“

„Mhm“, ließ Sander vernehmen und senkte den Blick, als müsste er darüber intensiv nachdenken. Er nahm die Flasche, hielt sie in der Hand und wog sie ab. „Sie wissen, dass man hochkonzentrierten Salpeter auch für die Herstellung von Sprengstoff verwenden kann?“

Der Apotheker konnte den Blick kaum von der Flasche abwenden. „Ähm ... ja. Und für viele andere Dinge. Worauf wollen Sie hinaus?“

„Wenn ich nun eine größere Menge hochkonzentrierten Salpeter bestellen würde ... Was würden Sie tun?“

„Wenn die Menge handelsüblich ist, würde ich ihn bestellen und Ihnen verkaufen.“

„Handelsüblich heißt?“

„Ähm ... jedenfalls nicht im hohen Literbereich.“

„Gilt das pro Tag oder pro Woche?“

„Das liegt im Ermessen des Apothekers.“

„Dann würden mich mal Ihre Maßstäbe interessieren.“

Der Gesichtsausdruck des Apothekers verfinsterte sich. „Ich glaube nicht, dass ich Ihnen Rechenschaft darüber schuldig bin, wie ich mein Geschäft führe. Wenn ich mich irgendwie strafbar gemacht haben sollte, wenden Sie sich an meinen Anwalt.“ Nachdenklich nickte Sander, warf die Flasche ein paar Zentimeter hoch und fing sie wieder auf. Der Apotheker und die Helferin waren zurückgezuckt und hielten die Luft an. „Wem würden Sie es denn melden, wenn jemand bei Ihnen so große Mengen Salpeter bestellt, dass es verdächtig ist?“

Nun rückte der Apotheker mit beiden Händen seine Brille zurecht, hielt aber immer noch Sicherheitsabstand zum Tresen. „Ähm ... der Polizei, schätze ich.“

„Der Polizei. Mir hat keiner was gemeldet. Und wenn ich etwas auf den Preis draufschlage, damit keiner was erfährt?“

„Das würde ich sofort der Polizei melden.“

„Ach, tatsächlich?“ Sanders Stimme triefte nur so vor Sarkasmus.

Der Apotheker verschränkte die Arme vor der Brust. „Sie verdrehen mir die Worte im Mund. Ich muss Sie bitten zu gehen.“

Wieder warf Sander die Flasche hoch. Sie beschrieb in der Luft einen Salto, dann fing er sie mit der flachen Hand wieder auf.

Der Apotheker war erneut zusammengezuckt und wirkte, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er nach vorne hechten und nach der Flasche greifen oder zurückweichen sollte. „Mensch, lassen Sie das! Das Zeug ist hochgiftig!“

Sander redete weiter, als hätte er diesen Einwand gar nicht gehört, und wiegte die Flasche hin und her, sodass die Flüssigkeit darin hörbar umherschwappte. „Natürlich können Sie sich nicht um alles kümmern. Und harmlose Mitbürger verdächtigen. Sie sind auch nicht dafür verantwortlich. Sie verkaufen ja nur Hausmittel. In handelsüblichen Mengen. Sie sind fein raus, nicht wahr?“

„Wenn Sie *Ihren* Job richtig machen, haben wir ja ohnehin nichts zu befürchten, nicht wahr?“

„Das stimmt“, entgegnete Sander. „Deswegen ist es einfach nur guter Service, wenn Sie einem Kunden das Zeug gleich in Fässern verkaufen, ohne es uns zu melden. Sie müssen ihm ja nicht gleich unterstellen, dass er zu einer Terrorzelle gehört.“